

Falter
2/2010

Vom Einzelnen und vom Ganzen

Liebe Leserinnen und Leser

Haben Sie sich auch schon gefragt, warum die einzelne Biene eines Bienenvolkes weiss, wo sie als Arbeiterin eingesetzt wird? Oder haben Sie sich schon überlegt, warum eine einzelne Ameise in einem grossen Ameisenhaufen zielgerichtet ihren Weg zum richtigen Ort findet?

Ausführliche Antworten würden Sie in einer unserer Biologiestunden erhalten. Diese einzelne Biologiestunde ist eine der mehr als 110 000 Lektionen, die an unserer Schule jährlich gehalten werden. Angesichts dieser Zahl fragen Sie sich vielleicht, warum die einzelne Schülerin einer einzelnen Klasse weiss, zu welchem Zeitpunkt sie in welchem Zimmer bei welchem Biologielehrer im Unterricht ihre Fragen zu Bienenflug und Ameisenhaufen klären kann.

Das unscheinbare Lenkungssystem aller Arbeiterinnen und Arbeiter an unserer Schule - das klingt jetzt fast etwas simpel - ist natürlich der Stundenplan. Alles andere als simpel ist die Planung hinter dieser gut organisierten Realität, hinter diesem reibungslosen Finden des richtigen Zimmers zur richtigen Zeit durch die richtigen Personen. Von diesem fast versteckten, aber hochkomplexen Prozess berichtet unser Schwerpunkt.

Unsere kritische Innenkorrespondentin Béa R. Naise beschäftigt nicht die Spargelzeit und ihre Namensnähe zur Sauce, sondern ein Thema, welches seit einigen Jahren an allen Schulen immer häufiger auftaucht - Evaluationen. Im Zusammenhang mit der Diskussion

um Qualitätsentwicklung dienen Evaluationen dazu, zu überprüfen, wie wirksam eine Organisation ist. Evaluationen erlauben, Erkenntnisse zur Verbesserung der Steuerung der Abläufe zu gewinnen. So weit die Theorie.

Die Praxis zeigt uns aber, dass auch gute Instrumente sich abnutzen, wenn sie zu oft verwendet werden. Wenn Daten erhoben werden, sollte das nicht aus Selbstzweck geschehen, sondern etwas bewirken. Die Tendenz, in fast allen Lebensbereichen an Datenmaterial zu gelangen, hat dank computergestützter, einfacher Bewältigung grosser Datenmengen spürbar zugenommen. Neben unseren eigenen Recherchen erhalten wir beinahe täglich Anfragen für Erhebungen, Einzel- oder Gruppeninterviews oder Leitfadengespräche. Fast alles Erhebungen mit sinnvollen Themen, in der Dichte der Anfragen für unsere Klassen und Lehrpersonen aber überfordernd.

Nach einer internen und einer externen Evaluation sowie einem Feedback zur Leitung sind an der KSZ aktuell genügend Grundlagen für richtungsweisende Entscheide zusammengekommen. Darüber sind wir froh. Béa sieht das vielleicht etwas anders.

In unserem Porträt geht es um Talente. Das eine wird beschrieben, das andere schreibt. Julia Kannevischer wird von ihrem Mitschüler Matthias Biedermann treffend und persönlich vorgestellt.

Viel Vergnügen beim Lesen wünscht Ihnen

Dr. Peter Hörler, Direktor

Schwerpunkt



Universum Stundenplan



Wie entsteht ein Stundenplan? Man ahnt, dass diese Frage ein Universum eröffnet. Martin Schumacher und Ueli Gloor, die beiden Stundenplanmacher, wagen dennoch einen Erklärungsversuch.

Hier geschieht Geheimnisvolles, nicht erschliessbar und unerreichbar für Ueingeweihte, aber mit einem Ergebnis, das gleichsam Lunge und Niere der Schule ist: der Stundenplan. Ins Schloss zu diesem Raum, von dem die wenigsten wissen, wo er ist, passt nur der Schlüssel von Ueli Gloor, Sportlehrer, und Martin Schumacher, Lehrer für Angewandte Gestaltung.

Dieser Raum sieht ausschliesslich nach Arbeit aus und riecht nach viel Kaffee. Wichtig auch: Ordnung, grosse Tafeln, Präzision, gute Zusammenarbeit, lange Erfahrung und keine Fehler, keine! Ueli Gloor, der diese Aufgabe schon seit fünfzehn Jahren macht, fängt an zu erklären und kann sich ein Schmunzeln nicht verkneifen, wohlwissend, dass diese Wissenschaft sich einem erst nach vielen Jahren erschliesst.

Kompliziert macht alles die Tatsache, dass sehr viele Leute – 1600 Schülerinnen und Schüler, 82 Klassen und rund 210 Lehrpersonen mit sehr vielen Vorgaben und Wünschen sowie räumliche, aber auch pädagogische Rahmenbedingungen aufeinandertreffen und sich oft ausschliessen, aber doch irgendwie unter einen Hut gebracht werden müssen.

Zuerst brauchen Gloor und Schumacher nur Papier, der Computer kommt später

zum Zug. Etwa sechs Stellwände sind mit Tabellen versehen, welche die Wochen anzeigen und an denen Zeichen angebracht sind, die eigens für dieses Verfahren gemacht sind. Die beiden Planer setzen einmal die Fächer, welche zu fixen Zeiten stattfinden müssen, wie Ergänzungsfächer, Medienkunde oder Freifächer. Fixiert werden diese, weil in diesen Kursen Schüler aus verschiedenen Klassen zusammenkommen. Auch die Sportlektionen lassen wenig Flexibilität zu: Kein Schüler kann sich in einer Fünfminutenpause duschen und umziehen. So werden die Lektionen einem bestimmten Muster folgend über den Tag fix und unverrückbar verteilt. Das ist für Gloor und Schumacher die Aufwärmübung. Jetzt beginnt das ganze Drumherum, und das hat mit den Menschen zu tun.

An erster Stelle steht für die Stundenplaner das Wohl der Schüler. Es gilt: Keine Neun-Stunden-Tage, die Fächer müssen über die Woche gut verteilt sein, Zwischenstunden vermeiden. Möglichst. «Für uns ist ein Stundenplan, der einer Schülerin den Besuch eines Freifaches verunmöglicht, nicht einfach eine «dumme Ausnahme». Für uns gibt es solche Stundenpläne nicht, und wenn es bedeutet: Alles neu rechnen!» Unschön ist auch, wenn die Schüler eine ganze Reihe musischer Fächer hintereinander haben, wie etwa Turnen, Bildnerisches Gestalten und Musik.

Weiter gibt es die Stundenpläne der Lehrerinnen und Lehrer. Im Februar erhalten alle die sogenannten «Stundenplan-Normen» zur Eingabe ihrer Anliegen. Darin wird reglementiert, mit wie vielen Stel-

lenprozenten man wie viele halbe oder ganze freie Tage zu Gute hat. Oder welche Gründe zulässig sind, dass man zu gewissen Zeiten nicht unterrichten kann; rein private Anliegen gelten nicht, eine andere Arbeitsstelle schon. Schülern werden die Vorgaben immer wieder heiss diskutiert, da individuelle Anliegen wichtig sind, stundenplantechnisch aber ein Problem darstellen können.

Aus diesen Normen resultiert, dass rund hundert Personen zu gewissen Stunden unterrichten können und zu gewissen eben nicht. Vor vielen Jahren lief das eher Pi mal Handgelenk. Heute - mit 20% mehr Lehrpersonen als vor fünf Jahren - ist die Stundenplanung reglementiert und strukturiert. Da hilft auch eine Flasche Wein nicht, um sich einen idealen freien Halbtage zu sichern. Das Dokument, das diese Normen festhält, umfasst 21 Seiten. Gloor und Schumacher sind beinhart, wenn es darum geht, Wünsche und deren Wirkung auf die gesamte Planung einzuordnen. «Lange herrschte die Ansicht, eine Schule müsse flexibler sein als ein privater Arbeitgeber. Dem ist aber nicht so, im Gegenteil! Der Fachstundenplan eines Gymnasiums fordert die Flexibilität der Arbeitnehmer. Jeden Sonderwunsch müssen andere ausbaden. Das ist nicht allen bewusst.»

Darum ist den beiden weder Dank für einen «guten Stundenplan» noch Kritik wichtig: «Denn es gibt nichts zu danken, wir erfüllen lediglich Vorgaben.»

Räumliche Probleme kommen hinzu: Es gibt eine bestimmte Anzahl Zimmer, von denen aber nicht alle für jeden Unter-

richt geeignet sind. Ausserdem liegen sie in verschiedenen Trakten zum Teil sehr weit auseinander, bis zu drei, vier Minuten Fussmarsch. Es ist nicht zumutbar, dass Klassen und Lehrer in jeder Pause vom einen in den anderen Trakt wechseln müssen. Zumal sie da nicht einfach zügig vorangehen können: Pro Pause rauscht eine Menschenmenge in der Grösse eines mittleren Dorfes durch die Gänge der Kanti, rund 1500 Schüler, 150 Lehrerinnen und Lehrer.

Alle diese Bedingungen und Ausnahmen müssen dann in den Computer eingetippt werden. Und zwar jedes Jahr neu, weil diese Faktoren jedes Jahr ändern. «Das ist der Punkt, wo wir keine Fehler machen dürfen», sagt Schumacher. Ist alles eingegeben, rechnet der Computer bis zu 24 Stunden, dann zeigt er an, wie viele Lektionen nicht vergeben werden konnten, weil gewisse Faktoren sich gegenseitig verunmöglichen - oder sich halt doch Fehler eingeschlichen haben. Dann suchen Gloor und Schumacher die Ursache und die Rechnerei beginnt von neuem. Erheblich erleichtern tut der Computer die Arbeit nicht, anstatt 600 Mannstunden braucht es jetzt nur noch etwa 500.

Ganze Schicksale hängen an diesem Plan: Musikschule und Sporttrainings auf Schülerseite, bei den Lehrpersonen Kinderkrippen, die umgebucht werden müssen, Partner, die mit ihrem Arbeitgeber im dümmsten Fall jedes Jahr neu über arbeitsfreie Tage verhandeln müssen. Normalerweise schaffen es Gloor und Schumacher, dass Klassen und Lehrperson den Plan am Ende der letzten Woche des Schuljahres im Fach



Ueli Gloor



Martin Schumacher

haben. Natürlich wird dann sofort verglichen und so mancher kennt das Gefühl, die anderen hätten weniger Pech als man selbst. «Das ist reiner Zufall, wir bevorzugen niemanden. Wir sehen hinter diesen Kürzeln auf den Täfelchen einfach eine Französisch- oder Chemie- lektion. Wer das genau ist, interessiert uns nicht.»

Welche Eigenschaften braucht es, um jedes Jahr den Elan für diese Aufgabe aufzubringen? Gloor: «Man muss viel Geduld haben, äusserst pedantisch sein, eine dicke Haut haben», «und», ergänzt Schumacher, «gerne Lego spielen.»

Hinaus kommt man aus diesem Raum leichter als hinein. Begriffen hat man wohl nicht mehr als fünf Prozent des ganzen Vorganges. Immerhin aber wird etwas verständlicher, warum es hier ausschliesslich nach Arbeit aussieht und nach viel Kaffee riecht.

Eva Gattiker

Theaterwerkstatt: Soll Emilia ans Gymnasium? Liebt Michi sie? Ist sie zu dick? Spinnt ihre Tante Ada? Kommen Tote zurück? 14 Mädchen und drei Knaben setzen sich witzig und ernsthaft mit diesen Fragen im Stück «Die letzte Show» auseinander. Premiere ist am Freitag, 18. Juni, 20 Uhr in der Aula.

Prämierte Maturarbeiten: Jean-Yves Mertenat der Klasse 6A hat mit seiner Maturarbeit «The Media: Watchdog or Copycat?» untersucht, welche internationalen Medien im Vorfeld des Irakkriegs von 2003 eine kritische Distanz zu den Informationen der US-Regierung aufbauen konnten und warum. Damit hat er an der erstmals durchgeführten Preisverleihung für herausragende wissenschaftspropädeutische Maturarbeiten der Kanti den 1. Preis gewonnen. Dotiert ist er mit 1000 Franken, gestiftet vom ehemaligen Biologielehrer Jürg Röthlisberger. Platz 2 belegen Jonas Zender, Platz 3 Rico Scheller und Danusanth Srikantarupan. Prämiert wurden Arbeiten der KSZ und des Gymnasiums Menzingen. 2011 wird ein zusätzlicher Preis, gestiftet vom Verein ehemaliger Kantonsschüler, für künstlerisch-kreative Arbeiten verliehen.

Abschluss: 210 Maturanden und Maturandinnen absolvieren dieses Jahr die Abschlussprüfungen, davon zum ersten Mal 25 im zweisprachigen Lehrgang. An der WMS treten 61 Schülerinnen und Schüler zum Diplom an, 24 zur Berufsmatur. Am 15. Juni ist dann alles überstanden.

Raumnot bleibt Thema: Da die Schülerzahl an der KSZ stetig steigt, müssen

einzelne Klassen der Mittel- und Oberstufe auch im kommenden Schuljahr in den Räumen der Zuger Techniker- und Informatikschule unterrichtet werden. Sportlektionen finden im Loreto und der Sporthalle der Stadt Zug statt.

Ergänzungsfach aufgewertet: Ab nächstem Schuljahr wird der Unterricht des Ergänzungsfaches um eine Lektion länger: Dies zeigt, wie wichtig dieses Fach der KSZ ist, und ermöglicht Exkursionen, neue Arbeitsformen und fächerübergreifende Arbeiten innerhalb des Ergänzungsfaches.

Schwänzen schwer gemacht: Eine Projektgruppe mit Vertretern aus Schulleitung, Lehrer- und Schülerschaft hat einen Vorschlag für eine neue Absenzenordnung ausgearbeitet und zur Diskussion vorgelegt. Diese tritt im Schuljahr 10/11 in Kraft. Neu geregelt wird darin, wie die Schule mit unvorhersehbaren Absenzen und mit unentschuldigter Abwesenheit umgehen soll.

Neu und einheitlich: Der Regierungsrat des Kantons Zug hat für alle seine Institutionen, also auch die Kanti, einen einheitlichen Auftritt beschlossen. Ab August 2010 präsentiert sich die Homepage der KSZ in einer anderen Form.

Mehr Praxis: Die Berufspraxis soll an der HMS eine noch wichtigere Rolle spielen, weshalb der Lehrplan im Rahmen des Projekts «Zukunft HMS» angepasst wird. Der Start erfolgt an einer Kick-off-Veranstaltung am 8. September 2010, an der auch die Wirtschaftsmittelschulen des Kantons Luzern beteiligt sind.

Porträt



*Julia
Kannewischer*

Talent ohne Ende



Es sieht so locker aus, wenn sie mit ihren Spitzenschuhen über die Bühne tanzt, ja, fast fliegt. Doch dahinter steckt eine Menge Arbeit. Mit einer eigens für die Talentshow der Kantonsschule Zug einstudierten Darbietung begeistert sie die anwesenden Zuschauerinnen und Zuschauer in der gut gefüllten Aula. Zusammen mit ihrer zweiten Vorstellung, die sie kurze Zeit zuvor schon bei einem Jugendwettbewerb gegeben hat, überzeugte sie die Jury von ihrem Talent. So kommt es, dass sie mit dem ersten Preis des Wettbewerbes belohnt wird. Daran, dass es gar mit dem Sieg klappen würde, dachte sie zuerst überhaupt nicht: «Ich war den ganzen Tag schon nervös gewesen und habe einfach gehofft, dass ich mit meinen Spitzschuhen auf dem glatten Boden der Bühne nicht ausrutschen werde.» Nach der Show ist sie von den Gefühlen überwältigt: «Es war unglaublich schön, als nach der Vorstellung meine Klassenkollegen zu mir kamen und mir gratulierten. Der Erfolg ist insofern eine Bestätigung für mich, als das, was ich tue, ankommt und es sich lohnt, dranzubleiben.»

Die 17-jährige Julia Kannewischer ist schon seit ihrer Kindheit eine leidenschaftliche Tänzerin. Bereits im Alter von fünf Jahren fing sie an, regelmässig Ballettunterricht zu nehmen. Seither sind knapp 13 Jahre vergangen. Mittlerweile besucht die Chamerin die fünfte Klasse der Kantonsschule Zug mit Schwerpunkt Latein. Die Sprachen seien in der Schule eindeutig ihre Stärke. Da bereiten ihr die naturwissenschaftlichen Fächer wie Chemie oder Physik eindeutig mehr Mühe. Privat sei

sie eine eher ruhige Person, sagt die äusserst bescheiden wirkende Schülerin. Dennoch hat sie hohe Ansprüche an sich selbst und weiss ganz genau, was sie will. «Manchmal kann ich ziemlich stur sein, wenn mir etwas wichtig ist», schmunzelt sie. Wichtig sind ihr denn auch ihre Tanzstunden. Die 17-Jährige geht bis zu sechs Mal pro Woche ins Tanztraining, der Aufwand neben der Schule ist mit den dazukommenden Aufritten und Shows enorm. Dennoch sagt sie, dass sie beim Tanzen total abschalten kann. Langweilig wird ihr beim Ausüben ihres zeitraubenden Hobbys nie: «Tanzen ist so abwechslungsreich. Vor allem kann ich ständig dazu lernen und es ist schön, wenn ich selber merke, dass ich vorwärtskomme.» Wie ihre drei Geschwister zu musizieren kommt für sie nicht in Frage: «Ich habe zwar das Gefühl für Rhythmus, aber ich bin nicht musikalisch genug, um ein Instrument gut spielen zu können», sagt die Perfektionistin selbstkritisch.

Ihre grosse Passion, das Tanzen, ist auch das Thema ihrer Maturaarbeit, die sie zusammen mit ihrer Freundin Lea Grunder durchführt. Ihre Idee ist, unterschiedlichste Paare aus allen Alters- und Beziehungsstufen zu fotografieren. So entstehen unter anderem Porträts von Freund und Freundin, Onkel und Nefte oder Grossmutter und Enkelin. Zuerst wollten die beiden angehenden Maturandinnen fremde Leute auf der Strasse vor die Linse nehmen, ohne deren Einverständnis. Die Betreuungsperson, die ihnen während der Arbeit zur Seite steht, hatte jedoch Bedenken, weil ihr diese Vorgehensweise zu willkürlich erschien. Daher haben Julia und

ihre Kollegin das Konzept angepasst und suchen sich nun gezielt Paare aus, die sie zusätzlich zu den Fotos auch zu deren Beziehung untereinander interviewen. Die so entstandenen Bilder interpretieren sie tänzerisch nach ihrem eigenen Geschmack. So soll aus jeder Bilderreihe eine ganz andere, individuelle Show resultieren. Sie studieren die Bilder genaustens und entwickeln daraus einen dazu passenden Tanz. «Wir erwecken die Bilder sozusagen zum Leben», sagt Julia. Während sie eher die klassische Seite des Tanzes verkörpert, kommt Lea aus der Richtung des beatorientierten Breakdance oder des Freestyles. Die beiden Gegensätze wollen sie vereinigen und damit die Zuschauer in ihren Bann ziehen.

Nebst ihrem Training und dem Aufwand für ihre Abschlussarbeit unterrichtet die Kantonsschülerin auch im Tanzatelier in Zug. Zum einen zeigt sie im Kindertanzen den ganz Kleinen erste Schritte, zum anderen unterrichtet sie die etwas älteren Tanzbegeisterten von sechs bis neun Jahren im Kinderballett. Nach der Matura möchte sie sich im zeitgenössischen Tanz weiterbilden lassen, um schliesslich den Bachelor of Arts zu erlangen. Dieses Studium wird sie im Ausland absolvieren müssen, da in der Schweiz zurzeit keine Ausbildungsstätte existiert. «Ein Ort, den ich mir vorstellen könnte, wäre Deutschland, wo die Tanzszene bedeutend grösser ist als bei uns», weiss Julia Kannewischer in Hinblick auf ihre Zukunft. Auch wenn sie sich bewusst ist, dass nur sehr fähige Tänzerinnen und Tänzer diesen Studiengang einschlagen können, möchte

sie es auf jeden Fall versuchen. Ihr Talent, das sie dafür sicherlich noch brauchen wird, liess sie bereits an der Talentshow aufblitzen.

Matthias Biedermann, Klasse 6B

Ticker

Juni

12. Kadettenkonzert, 20.00, Casino Zug
18. Aufführung Theaterwerkstatt, 20.00, Aula
22. Chorprojekt mit Zuger Jugendorchester, 19.30, Aula
24. Maturafeier, 16.30, Waldmannhalle Baar
25. Diplomfeier WMS, 16.30 Uhr, Aula
29. Fussball-WM der Lehrerinnen und Lehrer, 16.00

Juli

2. Schlusskonferenz (nachmittags unterrichtsfrei)
3. Beginn Sommerferien

August

16. Schulbeginn

Falter online

www.ksz.ch

(→ Aktuell, → Falter)

- Der letzte Schultag der Matura- und Diplomklassen
- Bilder vom Sporttag 2010

Kontakt

Kantonsschule Zug
Lüssiweg 24, Postfach 2359, CH-6302 Zug
Telefon +41 41 728 12 12, Fax +41 41 728 12 10
www.ksz.ch

IFES (Abk.)

Die Interkantonale Fachstelle für externe Schulevaluation hat uns evaluiert. Noch stehen die Resultate aus, doch im Hinblick auf die Wortschatzerweiterung hat es sich bereits gelohnt: Da gab es *Ratingkonferenzen* und Gruppenarbeiten mit *Placemat-Methode*, geleitet von *Evaluatorin* und *Peer*. Möglich gewesen wäre je nach *Fokusthema* auch ein *Shadowing*. Dank des *Triangulationsprinzips* dürfen wir aussagekräftige – Verzeihung: *valide* Ergebnisse erwarten.

peilen (Jugendspr.)

«Hesch peilt, was links staahrt?» – «Voll ned.» Um das Verständnis eines Sachverhalts zu überprüfen, verfügen unsere Schülerinnen und Schüler über einen grossen Formenreichtum: «Raffsch es?», «Schnallsch es?», «Stiigsch?», «Pöggsch es?» oder «Tschäggsch es?» sind nur einige davon. Peilen ist besonders hübsch: Verstehen wird da gleichsam als nautischer Prozess aufgefasst, als Orientierung und Ausrichtung im rauen Ozean der Informationen.

Flattersatz

Evaluvalium

Unter uns gefragt: Wie gefallen Ihnen eigentlich meine Kolumnen? Sehr gut, gut, eher weniger, gar nicht, weiss nicht? Kreuzen Sie es bitte an. – Wenn Sie jetzt zum Stift gegriffen haben, sind Sie wie ich ein Opfer der Evaluierungskonditionierung. Ein schönes Wort. Nur wird es leider kaum jemand aussprechen können, da doch bereits Evaluation alleine für Normalsterbliche ein Zungenbrecher ist. Genau wie Identifikation, Authentizität, Poetizität und endoplasmatisches Retikulum. Zum Glück braucht die letzten zwei kaum jemand. Im Gegensatz zur Evaluation. Die brauchen wir nämlich immer und überall. Das wollen uns zumindest Leute weismachen, denen Evaluation über Zungen und Lippen geht wie «momoll» oder «soso». Solche Leute lassen bei mir die Warnleuchten aufblinken.

Sie merken, ich bin gereizt. Das hängt damit zusammen, dass ich in den letzten Monaten ständig Dinge mitevaluiert und Fragebögen zu statistischen Zwecken ausgefüllt habe. Unsere Schulleitung wollte wissen, wie wir mit ihr zufrieden sind, der Regierungsrat wollte erfahren, wie glücklich wir uns an unserem Arbeitsplatz fühlen, der Verein Schweizerischer Gymnasiallehrerinnen und Gymnasiallehrer befragte uns zur Attraktivität unseres Berufs. Der SV-Service legte einen schönen Fragebogen zur Qualität unserer Mensa vor, ausserdem beantwortete ich im Dienste der Wissenschaft Fragen zu Gesundheit, Luxusgütern bei Teenagern, Mobilität und vielem mehr. Mit jedem Fragebogen, der mir vorgelegt wurde, kreuzte ich die Option «weiss nicht» häufiger an und log dabei nicht einmal. Ich war fra-

gebogenmüde, stand unter dem Einfluss von Evaluvalium. Peinlich wurde es, als die Evaluatorinnen und Evaluatoren der IFES (siehe «Ticker») unsere Schule durchleuchteten: Wir Lehrerinnen und Lehrer wurden zum Beispiel gefragt, inwiefern verschiedene Evaluationen an unserer Schule zu Verbesserungen geführt hätten. Ich musste einmal mehr «weiss nicht» ankreuzen, weil ich mich an diese Evaluationen schlicht nicht erinnern konnte. Jetzt litt ich also schon an Evaluamnesie.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich finde es richtig und löblich, wenn Leute wissen wollen, was sie gut machen und wie sie sich verbessern können. Zwischendurch soll dies durchaus auch systematisch geschehen. In diesem Fall habe ich nichts gegen Fragebögen. Meistens ist es aber auch völlig ausreichend, wenn ich mich auf mein Gefühl verlasse, um zu ergründen, was schief oder gut läuft. Oder ich bitte einzelne Leute, die mir wichtig sind, um ein Feedback. Das ist dann nicht wissenschaftlich, nicht repräsentativ und nicht valide. Aber es zeugt von echtem Interesse für die Meinung des anderen und gibt mir viel eher Denkanstösse als ein Balkendiagramm. Oder wie sehen Sie das? Schreiben Sie mir, wenn Sie mögen, an bea@ksz.ch. Ihre Antworten werden nicht anonym verarbeitet, sondern persönlich genommen.

Béa R. Naise